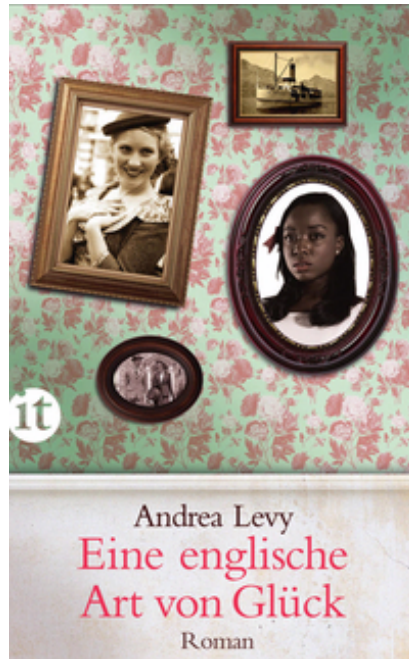


# Insel Verlag

## Leseprobe



Levy, Andrea  
**Eine englische Art von Glück**

Roman  
Aus dem Englischen von Bernhard Robben

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 4048  
978-3-458-35748-3



»Skurril und tragikomisch, voller Geschichten und Geschichte ist Andrea Levys preisgekrönter Roman. [...] Ein schwerwiegendes, vor allem aber humorvolles Buch, aus dem man ungern wieder auftaucht.« *Hörzu*

Voller Optimismus und der Hoffnung auf ein besseres Leben kehrt der Jamaikaner Gilbert 1948 nach London zurück, der Stadt, in der er während des Krieges als Held galt. Dort muß er feststellen, daß er ohne die blaue Uniform der Royal Air Force als Farbiger ein Mensch zweiter Klasse ist. Unterschlupf finden er und andere Jamaikaner im tristen Earls Court bei Queenie, einer ebenso herzlichen wie attraktiven Weißen, die einige Zimmer gegen ein paar Pfund an Emigranten vermietet – sehr zum Ärger der Nachbarn. Aber Gilbert hat noch ein anderes Problem: seine ihm in Jamaika angetraute Frau Hortense, die voller hochfliegender Träume und mit einem Koffer eleganter Kleider nach England gereist ist und jetzt vor seiner Tür steht – fassungslos über die Schäbigkeit des Zimmers, voller Verachtung für ihren Mann und wild entschlossen, dem englischen Mutterland zu zeigen, was für eine hervorragende Lehrerin sie ist ...

Ein melancholischer Roman voller Momente von Glück, Komik und Zorn. Andrea Levy erzählt authentisch und facettenreich die Geschichte zweier Paare, für die England ein gemeinsames Schicksal bereithält: normale Leute zu sein in einer außergewöhnlichen Zeit.

Andrea Levy wurde 1956 als Kind jamaikanischer Auswanderer in London geboren. In England, wo *Eine englische Art von Glück* mit den drei wichtigsten Literaturpreisen ausgezeichnet wurde, ist der Roman in über einer Million Exemplaren verkauft worden.

insel taschenbuch 4048  
Andrea Levy  
Eine englische Art von Glück





Andrea Levy  
Eine englische Art von Glück

*Roman*

Aus dem Englischen übersetzt von  
Bernhard Robben

Insel Verlag

Titel der Originalausgabe: *Small Island* © 2004 by Andrea Levy  
Umschlagfotos: iStockphoto / Shutterstock.com

insel taschenbuch 4048

Erste Auflage 2011 · Insel Verlag Berlin 2011

© der deutschen Ausgabe: Eichborn AG,

Frankfurt am Main, Februar 2007

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

der Eichborn AG, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen

Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk

und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,

Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung

des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer

Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

[www.hildendesign.de](http://www.hildendesign.de)

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35748-3

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

*Nie zuvor in der Geschichte menschlicher Konflikte  
hatten so viele so wenigen so viel zu verdanken.*

Winston Churchill



für Bill

## Prolog

### Queenie

Ich dachte, ich wäre in Afrika gewesen. Habe ich jedenfalls der ganzen Klasse erzählt. Early Bird, unsere Lehrerin, rief mich an die britische Fahne – bei ihr durfte niemand bloß Union Jack sagen: »Das ist schließlich kein Schlager, sondern die Fahne des Empires.« Und ich stand da, frech wie Rotz, und verkündete: »Ich war in Afrika, als es nach Wembley kam.« Dann hat Early Bird mir erklärt, daß Afrika ein Land ist, ein anderer Kontinent. »Du bist doch sonst nicht so dumm, Queenie Buxton«, fuhr sie fort, »du warst nicht in Afrika, sondern bloß in der Ausstellung über das Britische Empire, genau wie Tausende andere Leute auch.«

Es war der Tag des Metzgerverbandes. Jedes Jahr gab es einen Ausflug für die Metzger, für die Frauen und Kinder der Metzger und sogar für die Lieblingsangestellten der Metzger. Ein freier Tag. Mutter fuhr gern mit. »Ist wie Ferien«, hat sie zu Vater gesagt.

»Verdammte Zeitverschwendung«, grummelte er, war aber trotzdem dabei.

Manche Jahre fuhren von unserem Hof fast alle mit. Die Hausmädchen, die Mutter bei den Pasteten halfen. Die Zugehmädchen, die Geflügel und Schweine fütterten. Sogar die blöden Jungs, die bei Vater im Stall mit anpackten, zogen für den Ausflug die vollgespritzten Schürzen aus und ihre schlechtsitzenden, abgetragenen besten Anzüge an. Wir waren immer in

unseren besten Sachen, wenn wir bei Blackpool im Meer planschten, im roten Bus um den Piccadilly Circus kurvten oder über die Affen im Zoo lachten. Irgendwann wurde es Zeit für die Heimfahrt. Die Männer waren dösing von zu viel Bier, und die Kinder schniefen nach dem ein oder anderen Klaps, weil sie sich ihre Kleider schmutzig gemacht hatten oder weil ein Bonbon im Haar klebte. Oft verschwand eines der Mädchen mit einem der Jungen vom Hof und tauchte später zerzaust und mit verlegenem Blick wieder auf.

In dem Jahr, in dem wir zur Empire-Ausstellung fuhren, war der Erste Weltkrieg noch nicht lang vorbei, aber schon fast vergessen. Selbst Vater gab zu, daß es sich anhörte, als würde die Ausstellung sich lohnen. Der König hatte sie ›das ganze Empire im Kleinen‹ genannt. Mutter glaubte, es sei ein Miniaturreich mit Spielzeugeisenbahnen und Modelldörfern. Bis ihr wer sagte, sie hätten Stephenson's Rocket dort gesehen, eine richtige Lok. »Muß ja groß wie die ganze Welt sein«, sagte ich, und alle lachten.

Meine Brüder Billy, Harry und Jim mußten daheim bleiben. Sie waren zu klein, und alle waren Vaters Meinung, als er den quengelnden Jungen erklärte, sie würden in der Menschenmenge untergehen. »Ich hab keine Angst vorm Ertrinken«, wimmerte Billy. Sie schluchzten und klammerten sich an Mutters Mantel. Also versprach sie, ihnen was Schönes mitzubringen – eine kleine Eisenbahn oder Soldaten. Sie ließ sie in der Obhut von Molly zurück, einem Hausmädchen, das schmollend am Fenster stand und uns mit einem Blick nachsah, der die Milch hätte sauer werden lassen können.

Ich trug ein weißes Organzakleid mit herabhängenden blauen Bändern, und meine Rattenschwänze schmückten große weiße Schleifen. Während der ganzen Zugfahrt schwatzten Mutter und Vater mit anderen Metzgern und Metzgerfrauen ausgerechnet darüber, wie lästig doch die artgerechte Schlachtung war und wie einfach es früher mit dem Schlachterbeil gewesen sei. Ich saß zwischen Emily und Graham, zwei von unse-

ren Hofhilfen, die pausenlos kicherten und über meinen Kopf hinweg miteinander flirteten.

Emily war seit zwei Monaten in unserem Haus. Sie hatte eine nette Pflegemutter, die in Kent lebte und Frühlingsblumenbilder malte, und in London einen Vater und zwei Onkel, die so sofften, daß sie nicht lang genug nüchtern gewesen waren, um vom Krieg viel mitbekommen zu haben. Graham half Vater im Stall. Er kümmerte sich um das Feuer unterm Kessel mit dem Schweinefutter und trug, wenn nötig, die Schweinepasteten ins Backhaus, tat meist das, was Vater ihm auftrug, wenn auch nie schnell genug. Vater nannte Graham Jim. An seinem ersten Tag hatte Graham ihm seinen Namen genannt, aber Vater hatte ihn bloß von oben bis unten gemustert und gesagt: »So ein komischer Name ist mir zu umständlich – für mich bist du Jim.« Also nannten ihn manche Leute Jim und andere Graham – er hatte gelernt, auf beide Namen zu hören. Soweit ich wußte, hatte Graham nur ein einziges Ziel, nämlich an Emilys Busen rumzufummeln.

Hunderte und Aberhunderte von Menschen drängten durch die Tore der Ausstellung, vorbei an Gärten und Teichen. Sie ließen sich treiben und unterhielten sich. Kleine Kinder wurden gezerzt und sollten schneller laufen. Frauen zeigten auf dieses und jenes, alte Männer suchten einen Sitzplatz. »Hier drüben! Nein, hier ... Hier ist es noch besser.« Das Empire im Kleinen. Der Ingenieurpalast, der Industriepalast, und in Gebäude um Gebäude fand sich jedes Land wieder, das uns Briten gehörte. Manche Bauten waren prächtig wie Schlösser, andere hatten komische spitze Dächer, und auf einem, da war ich mir sicher, steckte oben eine halbe Zwiebel. Praktisch die ganze Welt war da, um sich anschauen zu lassen.

»Wird man richtig stolz«, sagte Graham zu Vater.

Woraufhin Vater den Metzgerjungen eine Weile von oben bis unten musterte und sagte: »Jetzt hör sich einer den Bengel an.«

Es wurde ausgiebig darüber diskutiert, was wir uns ansehen sollten – die ganze Welt, und nur einen Tag, um sie zu betrachten. Mutter interessierte sich nicht für die Wälder von Burma

oder die Großwildtrophäen von Malaya. Sie sagte ›vielleicht später‹ zum Kaffee von Jamaika, ›ach, nein‹ zum Zucker von Barbados, ›wozu?‹ zur Schokolade von Grenada und ›wo um alles in der Welt liegt denn das?‹ zu Sarawak. In Kanada gab es vom Prinzen von Wales ein lebensgroßes Abbild aus gelber Butter. Ich mußte mich bis in die erste Reihe drängeln, um besser sehen zu können, und drückte mein Gesicht ans Glas, doch Mutter kam und zog mich fort. »Du läßt mir Emilys Hand nicht los«, sagte sie. »Ich will nicht, daß du verloren gehst.« Dann wies sie Emily vor allen Leuten zurecht, die aufgeregt an meiner Mutter und ihrem errötenden Hausmädchen vorbeisahen und »Echte Butter?« murmelten, »Butter? Nie im Leben.« Mutter sagte Emily, man habe sie nur mitgenommen, damit sie sich um mich kümmere, und sie würde Ärger kriegen, mächtig großen Ärger, wenn sie mich aus den Augen verlieren sollte. Also klebte Emily an mir wie Ruß am Grubenkumpel. Und wohin Emily ging, dahin ging auch Graham.

Australien roch nach Äpfeln. Reife, grüne, knackige Äpfel. Der Duft so süß und heftig, daß mir das Wasser im Mund zusammenlief. »Von denen nehmen wir welche«, sagte Vater und reihte sich in die Schlange ein, um eine kleine braune Tüte voll zu kaufen. Mutter sparte ihren Apfel für später auf, aber ich aß meinen und gab Emily den Griebs. Dann erzählte uns Graham, er werde in Australien leben. »In Australien? Du? Du armer Tropf?«, lachte Vater.

Mir wurde versprochen, ich könnte in Neuseeland sehen, wie ein Schaf geschoren wird, aber als wir ankamen, trottete nur noch das magere geschorene Tier im Pferch herum und die Wolle lag am Rand. Hongkong roch nach Kanalisation, und Indien war voller Frauen mit merkwürdig langen bunten Kleidern in leuchtenden Farben. Alle trugen einen roten Punkt mitten auf der Stirn. Niemand konnte mir sagen, wofür die Punkte waren. »Geh doch hin und frag«, sagte Emily, aber Mutter meinte, ich sollte lieber bleiben, denn vielleicht bedeuteten die Punkte, daß die Frauen krank waren – bestimmt sogar ansteckend.

In Ceylon duftete es nach Tee, und Mutter schluckte schwer und sagte: »Ich könnte sterben für ein Tässchen und einen Stuhl. Meine Füße!« Woraufhin Vater knurrte, er habe die Keks-Maschine und die Zigaretten-Pack-Maschine noch nicht gesehen. Ich weinte, weil ich mir mehr Länder anschauen wollte. Emily nannte mich eine kleine Madam, und Mutter meinte, sie solle aufpassen, was sie sage. Deshalb vereinbarte Vater mit Graham – der die Worte zweimal wiederholen mußte, ehe Vater überzeugt war, daß er auch alles verstanden hatte –, er sollte ihn und Mutter später im Ruheraum der Gasausstellungshalle treffen. Dann zogen Mutter und Vater los, um nach modernen Maschinen und neuer Kühltechnik zu suchen, während ich, Emily und natürlich der verknallte Graham unsere Weltreise allein fortsetzten.

So haben wir uns dann in Afrika verlaufen. Wir spazierten hinein und folgten dem sirupbraunen Schokoladengeruch, Emily immer im Schlepptau von Graham. Wenn sie sich mal umdrehte, rief sie bloß: »Komm schon – beeil dich.« Ich wollte eine Tasse von dem Kakao, den alle schlürften, doch Emily zog mich an meinen Rattenschwänzen und sagte, ich solle bei ihr bleiben. Plötzlich standen wir in einem afrikanischen Dorf, und Graham blickte sich um, kratzte sich am Kopf und sagte Emily, er müsse auf die Toilette.

Wir waren im Dschungel. Überall nur Hütten aus Lehm, die Dächer aus spitzen Stöcken. Und in einer Hütte hockte eine Frau auf dem nackten Erdboden, die Haut so schwarz wie die Tinte im Tintenfaß auf meinem Pult in der Schule. Ein lebendig gewordener Schatten. Mit überkreuzten Beinen saß sie vor einem Webstuhl, die Hände knüpften einen leuchtend bunten Stoff. »Bei uns gibt's dafür Maschinen«, sagte Graham, doch Emily stupste ihn an, er sollte den Mund halten. »Sie kann nicht verstehen, was ich sage«, erklärte Graham. »Die sind nicht zivilisiert. Die verstehen bloß Trommeln.« Die Frau machte weiter, als hätte sie niemanden reden hören – schob ihr Schiffchen durch das Fadengewirr.

»Wissen Sie, wo es hier eine Toilette gibt?«, fragte Graham, aber das verstand sie offenbar auch nicht.

»Ich will weiter«, sagte ich, weil es nichts Interessantes mehr zu sehen gab. Aber plötzlich war da ein Mann. Ein Afrikaner. Ein schwarzer Mann, der aussah wie aus schmelzender Schokolade geformt. Ich klammerte mich an Emily, aber die schob mich weg. Er stand gleich neben mir, so nah, daß ich ihn atmen sehen konnte. Ein Affenmensch, dessen Schweiß nach Mottenkugeln roch. Schwärzer, als wenn man sich das Gesicht mit rußigem Kork einreibt. Die Schweißtropfen auf seiner Stirn glänzten wie Juwelen. Seine Lippen waren braun, nicht rosa, wie sich das gehört, und dick wie Fahrradreifen. Sein Haar war kraus wie ein schwarzes geschorenes Schaf. Seine Nase, flachgedrückt, hatte zwei Nasenlöcher so groß wie Zugtunnels. Und er schaute zu mir herunter. »Willst du ihn küssen?«, fragte Graham. Er schubste mich, neckte und schob mich immer dichter an den schwarzen Mann. Und Emily kicherte. »Mach schon, Queenie. Küß ihn, küß ihn.«

Der Mann schaute mich immer noch an. Ich spürte, wie mir das Blut zu Kopf stieg und ich puterrot wurde, als er mich mit perfekten weißen Zähnen anlächelte. Innen sah sein Mund ganz rosig aus, und sein Gesicht rückte immer näher. Er hätte mich verschlingen können, dieser große Niggermann. Doch stattdessen fragte er in klarem Englisch: »Sollten wir uns nicht lieber die Hand geben?«

Graham fiel das Lächeln aus dem Gesicht. Und ich schüttelte dem Afrikamann die Hand. Sie war warm und ein bißchen verschwitzt, genau wie andere Hände auch. Ich schüttelte sie einige Sekunden lang auf und ab. Schließlich beugte er sich zu mir und sagte: »Nett, dich kennenzulernen.« Dann gab er meine Hand frei und trat beiseite, damit wir vorüber konnten. Emily kicherte immer noch, blickte Graham an und rollte mit den Augen. Sie griff meinen Arm und zog mich hinter sich her, während Graham erneut murmelte, daß er zur Toilette müsse. Der Afrikamann muß ihn verstanden haben, denn er streckte eine Hand

aus und sagte: »Drüben am Baum ist der Ort, an dem Sie gewiß finden, wonach Sie suchen.«

Graham hat die Toilette nie gefunden. Er mußte hinter einigen Mülltonnen pinkeln, während Emily und ich Wache standen.

Vater behauptete später, daß dieser Afrikamann, dessen Hand ich geschüttelt hatte, in Afrika bestimmt ein Häuptling oder ein Prinz gewesen war. Wenn sie Englisch reden, weiß man einfach, daß sie gelernt haben, sich zivilisiert zu benehmen – weil ihnen nämlich vom weißen Mann Englisch beigebracht worden ist, bestimmt von Missionaren. Also sagte Vater, ich bräuchte mir keine Sorgen zu machen, weil ich die Hand des Afrikamannes geschüttelt hatte, denn er war bestimmt ein mächtiger Herrscher.

Um mich auf andere Gedanken zu bringen, versprach mir mein Vater eine Fahrt mit der Bahn. »Komm schon, von da oben kannst du kilometerweit sehen«, redete er auf Mutter ein. Sie zögerte, hatte Angst, ich müßte mich von dort oben auf die Menge herab übergeben. Vater nannte sie Dummerchen und lockte sie mit der wunderbarsten Aussicht, die sie je gesehen habe. Ich winkte Emily und Graham zu, während unsere kleine Gondel höher und höher hinauf ruckelte. Sie blieben zurück – Emily lutschte einen Bonbon, Graham rauchte eine Zigarette. Dann verschwanden sie. »Die tauchen schon wieder auf«, seufzte Mutter.

Höher und höher fuhren wir in den Himmel hinauf, bis die Menschen nur noch winzige Punkte waren. Und als wir ganz oben in der Kuppel hingen und das Funkeln der elektrischen Lampen sich mit dem Licht der Sterne mischte, da sagte Vater etwas, das ich nie vergessen habe. Er sagte: »Sieh nur, Queenie. Schau dich um. Die ganze Welt liegt dir zu Füßen, Kleines.«





1948



## Eins

### Hortense

Dadurch fiel mir alles wieder ein. Celia Langley. Celia Langley wie sie vor mir stand, Hände in die Seiten gestemmt, Kopf in den Wolken. Und sie sagte: »Ach, Hortense, wenn ich älter bin ...« Alle ihre Träume begannen mit ›wenn ich älter bin‹, »... wenn ich älter bin, Hortense, dann zieh ich weg aus Jamaika und leb in England.« Ihre Stimme wurde dann ganz vornehm und sie reckte die Nase in die Luft – na ja, so hoch ihre breite, flache Nase eben gehen wollte –, und sie wiegte sich in den Hüften, während sie vor ihrem inneren Auge das Bild heraufbeschwor. »In England, da habe ich ein großes Haus mit einer Klingel an der Tür, und ich drück auf diese Klingel.« Sie ahmte das Geräusch nach – dinge-dong, dinge-dong. »Ich drück auf diese Klingel, wenn ich in England bin. So wird das mit mir sein, später.«

Damals habe ich nichts gesagt. Ich nickte nur und meinte dann: »Bestimmt, Celia Langley, ganz bestimmt.« Ich wagte gar nicht, davon zu träumen, daß ich selbst es eines Tages sein würde, die nach England ging. Daß ich diejenige sein würde, die eines Tages auf einem Schiff groß wie eine Welt davONSEGeln und auf meinem Gesicht die Sonne spüren würde, erst brüllendheiß, dann streichelwarm. Aber da war ich! Stand vor der Tür eines Hauses in London und drückte auf die Klingel. Drückte mit dem Finger darauf, um Dingedong zu hören, Dingedong. Ach, Celia Langley, wo steckst du nun mit deinen gro-

ßen Plänen, der in die Luft gereckten Nase? Kannst du mich sehen? Kannst du mich hier in London sehen? Hortense Roberts, verheiratet, mit goldenem Ring und im Koffer ein Hochzeitskleid. Mrs. Joseph. Mrs. Gilbert Joseph. Was sagst du dazu, Celia Langley? Da stand ich nun in England und drückte auf die Klingel eines der größten Häuser, die ich je gesehen hatte.

Doch als ich auf die Klingel drückte, hörte ich kein Klingeln. Kein Dingedong, Dingedong. Ich drückte noch einmal, nur für den Fall, daß es der Klingel an voller Funktionstüchtigkeit mangelte. Das Haus, das konnte ich sehen, war ziemlich schäbig. Wenn auch, wohlgemerkt, auf vornehme Weise schäbig. Dies Haus, da war ich mir sicher, könnte einst das Heim eines Arztes, eines Anwalts oder gar des Freundes eines Freundes des Königs gewesen sein. Nur Häuser hochstehender Persönlichkeiten hatten Säulen am Eingang. Reich verzierte Säulen, kunstvoll ausgeführt. Die Fenster wie in einer Kirche mit bunten Bildern bemalt. Es stimmte, einige Scheiben fehlten, ersetzt durch Pappe mit weißen Klebestreifen. Doch wer weiß, welche teuflischen Folgen der Krieg und Mister Hitlers Bomben gehabt hatten. Wieder drückte ich auf die Klingel, obwohl offensichtlich niemand auf mein Drängen antwortete. Ich hielt den Daumen auf den Knopf gedrückt und preßte mein Ohr ans Fenster. Schließlich ging ein Licht an, und eine Frauenstimme rief: »Schon gut, schon gut, ich komme ja! Bin gleich da!«

Ich ging zwei Stufen hinunter, achtete aber darauf, nicht in ein Häuflein Abfall und Blätter zu treten, in das ein Hund sein Geschäft verrichtet hatte. Ich strich den Mantel glatt, zog ihn dort zusammen, wo ich zu meinem Leidwesen einen Knopf verloren hatte, und richtete meinen Hut für den Fall, daß er in der feuchten Luft die Form verloren haben sollte und mich irgendwie ulkig aussehen ließ. Dann richtete ich mich kerzengerade auf.

Eine Engländerin kam an die Tür, eine blonde Engländerin mit rosigen Wangen und Augen so blau, daß sie leuchteten wie